

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. Kreisausgabe Rastatt. 1943-1944 1943

300 (30.10.1943)

Verlagshaus: Rammstraße 3-5, Fernsprecher 7927 bis 7931 und 8902 bis 8903, Postfach 201: Karlsruhe 2888 (Anzeigen) 8783 (Reklamations), 2935 (Buchhandlung), Buchverhandlungen: Südliche Bank Karlsruhe und Städtische Sparkasse Karlsruhe. Schriftleitung: Aufsicht und Fernsprechnummern wie beim Verlag (siehe oben). Druckmaschinen: täglich von 11 bis 12 Uhr. Fernsprecher: 2744, in Baden-Baden: 2744, in Berlin: 2744, in Bonn: 2744, in Düsseldorf: 2744, in Frankfurt: 2744, in Hamburg: 2744, in Köln: 2744, in Leipzig: 2744, in München: 2744, in Nürnberg: 2744, in Regensburg: 2744, in Stuttgart: 2744, in Weimar: 2744.

Der Führer

DAS HAUPTORGAN DER NSDAP GAU BADEN
DER BADISCHE STAATSANZEIGER

Einzelpreis 10 Rpf. Außerhalb Baden 15 Rpf.

Karlsruhe, Samstag, den 30. Oktober 1943

Ersteinungsmasse: Der Führer erscheint wöchentlich 7 mal als Wochenzeitung und zwar in fünf Ausgaben: Kreisausgabe, Gauhauptstadt Karlsruhe für den Kreis Rastatt und Weisbaden - Kreisausgabe Bruchsal - Kreisausgabe Rastatt - Kreisausgabe Rastatt - Kreisausgabe Rastatt - Kreisausgabe Rastatt. Die Kreisausgabe wird auf Wunsch kostenlos zugestellt. Für Familienanfragen gelten ermäßigte Grundpreise. Anzeigen unter der Aufsicht der Reichsdruckerei. Die Kreisausgabe wird auf Wunsch kostenlos zugestellt. Für Familienanfragen gelten ermäßigte Grundpreise. Anzeigen unter der Aufsicht der Reichsdruckerei.

Gewaltige Materialschlacht am Dnjepr-Knie

Starke Panzerkräfte auf beiden Seiten zum Einsatz gelangt - Bewegungskämpfe in der nogaischen Steppe

rd. Berlin, 29. Okt. Die große Schlacht im Süden der Ostfront hat sich in den letzten Tagen durch die ständige Zuführung immer neuer Panzer zu einer gewaltigen Materialschlacht entwickelt. Der Wehrmachtbericht spricht bereits von Panzerkämpfen in nördlicher Richtung, die in mehrere Abschnitte aufgespalten sind und in deren Verlauf offensichtlich an einem einzigen Tage 115 Sowjetpanzer vernichtet wurden. Daraus läßt sich deutlich die Erbitterung erkennen, mit der diese Kämpfe nunmehr geführt werden. Außerdem haben sich die Engländer von Artillerie in den Kampf eingegriffen, der hierdurch noch schmerzhafter und härter geworden ist.

Allmählich haben die Militärkritiker jetzt begonnen, die Deffektivität auf andere Karolen umzuorientieren. Man läßt sowjetische Stimmen zu Wort kommen, die behaupten, die Geländegewinne seien außerordentlich problematisch. Natur. Zum ersten räumt ein sowjetischer Agitator ein, nur Wüsteneien seien in die Hände der Bolschewisten gefallen. „Die Deutschen vernichteten alles bei ihrem Rückzug. Seit drei Wochen habe ich nichts anderes gesehen als Trümmer und Asche“, so heißt es in einem sowjetischen Bericht über die bolschewistische Offensive. Stalins Seidube, Ehrenbürger, jammert: „Unsere Freunde sollen nicht etwa glauben, daß unsere Offensive ein leichtes Unternehmen darstellt, aber gar einen triumphalen militärischen Speziergang. Der Weg der bolschewistischen Armee ist unendlich schwer. Er fordert viel Opfer.“ Ganz abgesehen von der völligen Zerstörung aller industriellen und sonstigen kriegswichtigen Objekte, von der

Befugnung aller Vorräte und der freiwilligen Flucht der Bevölkerung haben die Sowjets auch keinen Gewinn von der Eroberung landwirtschaftlicher Gebiete. Diese tragen im Winter keine Frucht. Auf diese Erkenntnis gründeten sich offensichtlich bereits die neuesten amerikanischen Warnungen, das Jahr 1944 dürfte für die Sowjetunion sehr hart werden, während Amerika mehr Lebensmittel denn je werden werden müssen. Für den kritischen Winter 1943/44, für den die ursprüngliche Protokolle die Ernte oder die Vorräte der angegriffenen Gebiete noch gewinnen sollte, ist jedoch, trotz noch sowjetischer Zerkleinerung, keine Erleichterung gewonnen worden.

Insgeheim kann jetzt festgestellt werden, daß auf alle Fälle der Wodogin-Bericht, der die entscheidende Wendung im Krieg herbeiführen sollte, weder den englisch-amerikanischen Spekulanten noch ihrem bolschewistischen Klientel die erhofften Profite eingebracht hat.

Erfolgreiche Abwehr der anstürmenden Sowjets

Sowjetische Angriffe gegen die Abriegelungsfronten bei Melitopol verlustreich abgeschlagen - Deutsche Gegenstöße im Dnjepr-Knie

* Aus dem Führerhauptquartier, 29. Okt. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Westlich Melitopol wurden zahlreiche, den ganzen Tag über anhaltende Angriffe der Sowjets gegen die Abriegelungsfronten des Einsatzraumes abgeschlagen. Panzer- und Panzer-Grenadierverbände fügten dem Feind durch kräftige Plankontakte hohe Verluste zu und warfen seine Angriffspitzen aus sich verteidigten Dörfern.

Deutsche und rumänische Fliegerkräfte griffen in enger Zusammenarbeit mit den Erdtruppen besonders wirksam in die Kämpfe ein.

In dem Dnjepr-Knie wurden an der gesamten Front heftige feindliche Angriffe vielfach im Gegenstoß abgewiesen. Aus diesen Abwehrkämpfen entwickelte sich im Raum nördlich Kriwoi Rog am gestrigen Vormittag eine Panzerschlacht, die noch im vollen Gange

ist. Bisher wurden in einem Abschnitt 74, in einem anderen 41 Sowjetpanzer vernichtet. Werdlich Kiew erreichte ein eigenes Angriffsnachrichten die gesteckten Ziele.

Bei Gornel dehnten die Sowjets ihre Angriffe gestern auch auf den Abschnitt südlich der Stadt aus. Die starken feindlichen Durchbruchversuche führten jedoch nur zu heftigen Einbrüchen und zum vorübergehenden Verlust kleinerer Zielobjekte, die durch sofort einsetzende Gegenangriffe zurückerobert wurden. Vielfach wurden die feindlichen Angriffe durch das zusammengefaßte Feuer aller Waffen und den wirkungsvollen Einsatz der eigenen Luftwaffe schon in der Entwicklungsphase gestoppt.

Westlich Kriwoi Rog und westlich Smolenk lief die Kampfintensität gegenüber den Vortagen nach.

Die im Mittelabschnitt kämpfende bestmögliche 251. Infanterie-Division unter Führung des Generalmajors Felzmann hielt in einem der Schwerpunkte der Abwehrschlacht

Zurückgekehrte Internierte über die Zustände in England

Eindrücke von der britischen Insel - Das einfache englische Volk enttäuscht über die lange Kriegsdauer

* Berlin, 29. Okt. Ein Vertreter des Deutschen Nachrichtenbüros hatte Gelegenheit, sich mit einem Teil der in diesen Tagen aus England zurückgekehrten, ausgetauschten Internierten zu unterhalten, unter denen sich verwendete Soldaten, Kapitane und Seeleute deutscher Handelsschiffe und auch einige Frauen befanden.

Die Soldaten und Internierten dieser Austauschgruppe haben auf Grund ihrer Beobachtungen zahlreiche Eindrücke gesammelt und sich durch Unterhaltungen mit dem Bewachungspersonal und der Bevölkerung der Internierungsorte ein ausführliches Bild von der britischen Insel machen können. Ihre Feststellungen ergänzen und bestätigen die Auffassung, daß das Bild der wahren Lage in England sich wesentlich von dem unterscheidet, das die britische Agitation zu entwerfen sich täglich bemüht.

Insbesondere bei Gornel, dienen der Ablenkung und werden wahrscheinlich alsbald in ihrer Heftigkeit wieder nachlassen, wie dies bereits der Fall ist, wo noch vor wenigen Tagen der Kampf um die Durchbruchversuche des Feindes erfolgte. Dementsprechend geführt die Aufmerksamkeit nach wie vor den auf das heftigste gesteigerten Kampfanstrengungen der im Dnjepr-Knie eingesetzten Einheiten.

Ausgesprochen kriegsmüde

So berichten z. B. die Heimkehrer über die Stimmung in England, daß dort der Ernst der Lage an der Ostfront, die lange Dauer des Krieges herrsche, an dessen Beendigung im Jahre 1943 man dort lange Zeit glaubte. Die Engländer, ebenso wie die Kanadier, seien ausgesprochen kriegsmüde.

Großes Interesse an Deutschlands Sozialleistungen

Besonders interessant und bemerkenswerte Wahrnehmungen konnten die Zurückgekehrten über die Einstellung der englischen Bevölkerung zu den sozialen Fragen in Gegenwart und Zukunft machen. Sie berichteten übereinstimmend über das außerordentliche Interesse, das der einfache Mann in England den sozialen Leistungen und Einrichtungen Deutschlands entgegenbringt, die in so tristem Gegensatz zu den Lebensverhältnissen unter den britischen Arbeitern Englands stehen. Die Internierten sind z. B. regelmäßig nach den Einrichtungen der DAF, nach der RDB-Organisation, nach der Regelung des Urlaubs und anderen, den Engländern unbekannteren sozialen Regelungen gefragt worden. Einer der Pflichter erfüllte, indem, wie er während seiner Fahrt zum Hospital immer wieder die Straßen arbeitsloser Arbeiterquartiere durchqueren mußte, in denen die Menschen in Lumpen kleideten und halb verhungert dahinjagten, während die englischen Zeitungen von der „Befreiung der Menschheit“ durch den Krieg der Luftkämpfe sprachen.

„Für wen kämpft England eigentlich?“

Schon diese ersten Gespräche mit den heimgekehrten Deutschen vermitteln einen sehr interessanten Einblick in die gegenwärtige Situation auf der britischen Insel. Es handelt sich um den ersten authentischen Bericht über die Stimmung und Meinung des einfachen britischen Volkes, die auch für die kriegsverbredliche Plutokratie-Clique mit der längeren Dauer des Krieges von Bedeutung werden wird. Es ist noch hinzuzufügen, daß trotz aller Verluste der britischen Regierung, auf die internierten Deutschen mit ihrer Agitation einzuwirken, das Vertrauen aller zum Führer und zum Reich unerschütterlich geblieben ist. Sie haben auch in ihrer Abgeschiedenheit in England nie an den deutschen Sieg gezweifelt. Sie kehren zurück in der festen Überzeugung, daß das deutsche Volk, das im Gegensatz zum britischen, genau weiß, wofür es kämpft, in diesem großen Ringen bestehen und den Sieg erringen wird.

Dämmerung über die Schuld der Juden

Die Judenfrage beschäftigt das einfache englische Volk außerordentlich stark. Tiefe Erbitterung herrscht über die rücksichtslose Art, mit der die Juden am Krieg verdienen. Der ganze britische Mittelstand stellt empört fest, daß die großen jüdischen Unternehmungen

Anklage gegen England

In Kalkutta werden wöchentlich mehr als zweitausend Menschen dem Hungertod. Ganz Bengalen ist ein Elendsrevier geworden, und vermutlich wird sich die Hungertatrophe noch über jene Teile des indischen Reiches ausbreiten, in denen bislang die Reislager noch nicht ganz erschöpft waren. Zweieinhalb Monate wird es noch dauern, bis die neue Ernte kommt. Das heißt, Millionen Indier müssen den Hungertod herben ohne Aussicht auf Rettung. Inzwischen erscheint in London ein Weißbuch der Regierung Churchill über Indien, um zu beweisen, warum die Indier selbst die Schuld haben.

In der nächsten Woche soll dann im Anschluß an das Weißbuch eine Unterhausdebatte stattfinden. Im voraus läßt sich sagen, wie diese Debatte verläuft. Einige radikale Abgeordnete werden die obligaten wütenden Angriffe gegen das Kabinett richten, die Konventionen werden mit weissen Sprühen über britische Staatskunst antworten, und die Regierung wird die Einleitung eines neuen Unterhausauswahlschusses versprechen, mit gleichzeitiger Verdrängung des indischen Volkes, das es nur aus Sabotage gegen England Hungers sterben wolle. Der kleine Mann in England aber wird, wenn er die Parlamentarier liest, die Pfeife aus dem Mund nehmen, auf den Boden spucken und an die Stürze in den Städten und in den Dörfern denken, denn warum so viel Geld für Indien, wenn es in seiner Majestät Königreich auch genug Elend gibt.

Was sich in Indien an schrecklichen Szenen ereignet, ist eine flammende Forderung gegen das englische Regierungssystem. Diese Hungersnot hätte man nach der schlechten Vorjahresernte kommen lassen, aber es bestand keinerlei Aussicht, etwa aus Burma oder den anderen östlichen Reisgebieten auch nur einen Sach voll herbeizuschaffen. Die englischen Militärs an der Burmafront stärkerten die Katastrophe, nur in London blieb man gleichgültig. Ein paar Lebensmittelgeschäfte, die aus Süd- und Ostafrika kamen, dienten gerade dazu, die Bekande des englisch-indischen Heeres aufzufüllen, für die Bevölkerung blieb fast nichts übrig. Der gesamte englische Verwaltungsapparat hat in einer unaufrichtigen Weise verlogen. Weder der Indien- noch der Dominions- noch der Kolonialminister waren fähig, rechtzeitig Reis oder Erbsenabzugs-mittel heranzuschaffen. Es ist den Herren in London auch ganz gleichgültig, ob einige Millionen Indier verhungern. Von den 400 Millionen bleiben noch genug übrig, und denen das Hungergepein in seiner fürchterlichen Form vor Augen zu führen, wird vielleicht vom Indienminister Amery für erzieherisch gehalten.

Der „indische Totentanz“ erscheint uns als der tiefendende Auftakt einer neuen Weltordnung, die Churchill und Roosevelt anzubieten haben. Weder die großartige Ernährungsnotkung von Fort Springs, die „Vot für alle Völker“ verpackt, noch das im vorigen Jahr gebildete „internationale“ Getreidekartell haben Wunder gewirkt. Hochgradige Lebensnot sind billig, aber auf einem anderen Blatt steht, wirtschaftlich ungenügend von einem Volk zum anderen Hilfe zu bringen. Das einmalige Verlangen Englands läßt sich nicht einmal mit der Armut Indiens entschuldigen, denn dieses ausgemergelte Volk hat seit Kriegbeginn für England gespart, darunter sind große Guthaben indischer Industriegesellschaften, Banken und Handelshäuser in London entstanden, für die Indien bisher nur wenig Gegenwerte hat. Die Mittel, um in Afrika Reis und andere Lebensmittel zu kaufen, sind demnach vorhanden, Indien ist nicht darauf angewiesen, ein Almosen von England zu nehmen, aber die Londoner City blockiert das Gold, Schiffsraum wurde gleichfalls nicht zur Verfügung gestellt, und höchst verächtlich man, bis zur nächsten Ernte werde keine Besserung eintreten.

Das gleiche England, das einen Bewerdigungsplan wie eine sozialpolitische Offenbarung ankündigt, um ihn dann als zu kostspielig zu den Akten zu legen, entfendet laufend Indien-Kommissionen, die über eine Reform der indischen Verfassung beraten, um schließlich einen General mit Sondervollmachten zum Blauförmig einzusetzen, dessen erste Amtshandlung der Befehl war, die Hungertoten hinter Stadeldraht zu bringen. Angehörige der Wiedererrichtung dieser Welken Kolonialmetropolen aus der Zeit der Eroberung Afrikas verliert die englische Herrschaft sich jedes Anrecht auf Kolonien. England ist heute teils aus Verlangung, aber auch infolge fortschreitender Verarmung nicht mehr berufen, an der Führung der Welt beteiligt zu werden. Durch die Hungertatrophe in Indien vertritt London seine Unfähigkeit und seinen Hochmut. Der in Indien zutage tretende Mangel an Voraussicht ist ein scharfer Urteilsspruch über das plutokratische England, das nicht der Sowjetunion am wenigsten das Anrecht hat, die Menschheit zu bevormunden und zu beherrschen.

Rom heute

Von Wolf Dieter von Langen-Rom

Rom ist in seiner Geschichte vermutlich niemals mit einem so geringen Polizeiaufgebot vermauert worden wie heute. Die schwarzen Dreifüßler der Carabinieri sind verstreut als Wächter einer für immer verfallenen Epoche in Italien. Sie nennen sich die „arme febellissima“, die „treueste Waffe“ des Hauses Savoyen, das sie wie Volk, Staat und Wehrmacht wie alles andere — die Gelder allein ausgenommen — im Stiche ließ. Im Volke selbst tragen sie den wenig schmeichelhaften Titel „carne venduta“, was ihre Beziehungen zu dem reaktionären Königshaus symbolisiert. Welche direkten Pflichten sie hatte und welchen Nutzen die Allgemeinheit von ihr hatte, war immer zu sagen, da ihre Dienstbereitschaft bei Ausfällen und Fragen der Passanten im allgemeinen ebenso zu wünschen übrig ließ wie ihre Uniform mittelalterlich war. Wie die Römer nach der Entlohnung der Carabinieri bemerkte, geht es ohne sie ebenso gut, wenn nicht besser.

Wieder normales Leben
Das Leben in Rom ist lebhafter denn je, zugleich von einer Normalität, die in den zahlreichen fliegenden Straßenbändern, den überfüllten Autobussen, der allgemein verbreiteten Zärtlichkeit, alle Aspekte des ungeführten römischen Alltags aufweist. Dann und wann tauchen im Straßenbild Männer der dem Faschismus immer trenn gebildeten Afrika-Polizei oder einige „metropolitana“ auf, Straßenpolizisten mit ihren gelb und rot, den Farben Roms, leuchtenden Armbinden auf. Wo die großen Gefallen der Männer des Afrika-Korps, einer Elitegruppe, zuerst erschienen, wurden sie von den Römern befaunt. Das hat sich längst geändert. Die neuen Stadtbild mit der Palazzo Venezia, die Peterskirche. Der Renaissance-Palast an der Piazza Venezia, der solange Regierungssitz des Duce war, steht jetzt vermauert, während der Duce in seinem Hauptquartier sitzt. Von dem historischen Vatikan weicht die Tricolore über einem Bildnis Mussolinis, gleichsam als Zeichen dafür, daß dieser Palast unabänderlich in der italienischen Geschichte mit dem Namen des Duce verbunden bleibt. Schräg gegenüber im Mittelpunkt des mit marmornen und bronzenen Skulpturen überreich geschmückten Nationaldenkmals steht der Altar des Vaterlandes mit dem Grabmal des unbekannt Soldaten, mit der italienischen Flagge überdeckt, die das Wappen des vorbühnen Königshauses nicht mehr enthält. Wie immer halten zwei Ehrenposten der italienischen Wehrmacht die Wache für ihre gefallenen Kameraden. Hier am Gedächtnis der vielen Hunderttausende gefallenen Italiener erweist sich mit aller Deutlichkeit, wie wenig die Tradition des italienischen Volkes mit der Tradition des Hauses Piemont zu tun hatte, auch wenn der Diktator glauben machen wollte, alle traditionellen Werte der Nation kämen letztlich nur durch das Haus Savoyen.

Die Fallschirmjäger auf dem Petersplatz
Und die sogenannte Senjation in Rom dieser Tage hat sich weitgehend normalisiert. Es sind dies die beiden deutschen Fallschirmjäger, die auf dem Petersplatz Posten stehen. In den ersten Tagen waren diese Posten, die eine Grenze bewachen, von deren Vorhandensein der Römer sich nichts träumen ließ, das sein der zahlloser Neugieriger. Heute scheint es den Römern, daß sie zum Petersplatz gehören wie die Silhouetten der Kirche selbst, die mächtig über der Via della Conciliazione aufragt. Die Römer hatten bis dahin immer angenommen, daß der Vatikanstaat eigentlich erst mit dem Außenbezirk der Peterskirche beginne, der Petersplatz selbst also italienisches Territorium sei. Anlaß zu diesem Irrtum gaben die italienischen Posten, die in der Tat vor und neben der Kirche standen. Erst als die deutschen Posten aufgaben, fragte man sich, weshalb sie nicht dort stehen, wo sich früher die italienischen befanden, sondern vielmehr den Durchgang über den Petersplatz zwischen den beiden Armen der Bernini-Kolonnade abgingen. Tatsächlich jedoch verläuft die im Vatikanvertrag festgelegte Grenze auf diesem Duergang. Sie ist deutlich sichtbar durch die weißen Zäune des Travertingeländers, das zwischen den beiden mächtigen Brunnen des Platzes fließt. Es ist eine Grenze, wie sie friedlicher nicht gedacht werden kann. Wieder spielen die römischen Kinder auf den Treppen zur Kirche und überstreifen den weißen Travertin viele Hundertmal täglich, ohne daß es jemand in dem Sinn

käme, sie zu fragen, was Nam und Art sie wären und welche persönlichen Dokumente zurecht Ueberführung der Grenzen sie mit sich führten.
Vermauerte Schaufenster
Aengstlichen Gemüts erweisen sich manche römische Ladenbesitzer, die um sich und die Welt eine Mauer ziehen möchten, weshalb sie kurz nach ihre Auslagenfenster vermauern ließen. Unter den Auswüchsen des römischen Geschmacks ist hier sicherlich einer der schiefsten, im übrigen diktiert durch eine Ueberangst vor einem gewissen kommunistischen Böbel, den Badoglio und sein Kabinett in der Verratsnacht mit jenen Waffen verliehen ließen, die man den Truppen im Kampf gegen Briten und Nordamerikaner vorenthalten hatte. Die Vermauerung der Schaufenster hat unter der römischen Bevölkerung selbst Kritik ausgelöst, die sich bei der Römerin zu Protesten steigerte. Es ist dies der zweite Protest, den die Römerin innerhalb einer Woche einlegte. Der erste richtete sich gegen die Zigarettenrationierung, bei der die autoritären römischen Behörden des Glaubens waren, daß die Römerinnen nicht trügten und deshalb Tabakwaren ausschließlich für das starke Geschlecht reservierten. In einer Flut von Zu-

schriften empörter Römerinnen an die Presse wurde ein aufschreiender Einblick in die Psyche der römischen Frauen geboten, ohne daß die der Weiberfeindlichkeit bedingte Verhärde sich hätte erweichen lassen. So ist es dabei geblieben, daß in Rom nur Männer von 18 bis 65 Jahren vor dem Gesetz stehen dürfen, wenn nicht — worüber in den Zeitungen Klage geführt wird — eine Anzahl Frauen bei der Normierung in den Zigarettengeschäften das Geschlecht auf dem Personalpaß geändert hatten, um damit doch in den Besitz jenes Krauts zu kommen.
Weniger durchschlagungskraftig erwiesen sich die römischen Behörden jenen letzten Kleingeldmangel gegenüber, der zugleich mit dem Verschwinden der Streichhölzer zu den kleinen Alltagsfragen Roms rechnet. Das Ummescheln eines 500- oder 1000-Lire Scheins scheint sogar heute in Rom zu jenen Aufgaben zu gehören, die Fähigkeit und besonderes Geschick verlangen. Wenn man beide nicht hat, tut man gut, den 1000-Lire Schein im Restaurant „abzuessen“ was in anbetragt der steigenden Zeitung schneller als das Wechseln sich vollzieht Neben diesen kleinen Sorgen stehen die großen, die Rom, wohin sich täglich viele Tausende vor der britisch-amerikanischen Expedition aus Städtchen retten, erlitten und die zu jeder Stunde füllbar sind und sich zu der großen Luftfrage verdichten: Sorge um das Schicksal der Nation.



Abzugsstruppen zur Kephallonia
In harten Kämpfen wurde die im Ionischen Meer gelegene strategisch bedeutsame Insel Kephallonia in vorläufigen Zusammenwirken von Ufer, Marine und Luftwaffe in deutsche Hände gebracht. — Fahrzeuge der Gebirgsjäger vor den schneitigen Einheiten der Kriegsmarine. — PK-Kriegsbericht Steinmetz (Sch)

Männer stehen gegen Massen

Immer neues Anrennen der sowjetischen Angriffswellen — Bolschewistische Gefangene erzählen

Der Kampf im Osten hat eine schier unvorstellbare Härte erreicht. Durch fortwährendes neues Anrennen suchen die Sowjets, die weithin des Dnjepr erzwungenen Einbruchsräume zu erweitern und vor allem im Raum südöstlich Kiew die strategischen Durchbrüche zu erzwingen. Die sowjetische Taktik läßt viele Divisionen auf nur wenige Kilometer breite Abschnitte anrennen, um durch die so erzielte zahlenmäßige Ueberlegenheit die weitergestreckten Fronten zu durchbrechen. In diesem Kampf bewährt sich die kämpferische Ueberlegenheit des deutschen Soldaten, sein Mut, seine Ausdauer und seine Standhaftigkeit.

als ein Haufen von Arbeitstieren gehalten werden. Sie hatten zusammenzukämpfen und niederzuwalzen sollen, mit ihrer müden Waffe erdrückt, was ihnen entgegenkam. — Doch was waren die Deutschen für seltsame Menschen, sie hatten sich wieder nicht überrennen lassen!
Die letzte Leidenschaft des Kämpfers
Es sind Männer, die diesen Waffen entgegenstehen. Seit Jahren gehen hier die schrecklichsten Schlägen, die je geschlagen sind. Mit Tausenden von Panzern, mit Hunderttausenden von Menschen rennen die Sowjets an, die Führung der Waffen arbeitet mit tierischer, teuflischer Härte. Die Männer, die dagegentreten, haben mandem vernichtenden Schlag ausweichen müssen, um dann selbst aufzuliegen zu können. Sie haben oft Herz nehmen müssen, aber kein Härter zurückgeblieben. In diesem Sommer hat der Kampf im Osten eine Härte erreicht, die noch kein Feldzug gekannt. Mit Herz und Hand halten deutsche Soldaten hier an: sie haben Gassen gelernt, die letzte Leidenschaft des Kämpfers. Sie müssen Mann für Mann

beweisen, daß sie die besten Kämpfer sind auf aller Welt. An Masse ist der Gegner überlegen, aber nicht an Kämpfern, an Männern.
Gegenstoß ohne Patronen
Als die Sowjets aus jenem Waldstück heraus ein drittes Mal angegriffen hatten, hatten die deutschen Maschinengewehre ihre gesamte Munition verfließen und fielen aus. Der feindliche Angriff kam bis dicht an die Stellung vor, dann wurde er mit Handgranaten aufgehalten. Nach kurzer Zeit mußten aber auch die Handgranaten ausgeben, und die Sowjets hielt nichts mehr.
In diesem Augenblick überkam einen Feldwebel, der die deutsche Stellung hier zu halten hatte, der alte Kampf des müdermündlichen Kämpfers. Er zog die letzte Handgranate ab, warf sie, sprang plötzlich selbst aus seinem Erdloch, karrte allein schreiend auf den Feind und rief damit auch die Kameraden vor, von denen nicht einer mehr einen Schuß im Gewehr hatte.
Die Sowjets packte der Schrecken, nichts hatten sie weniger ermartet als einen deutschen Gegenstoß, und sie führten kopflos davon, ohne daß hinterher oder herüber noch ein Schuß fiel.
Der Herzschlag der Soldaten
Das mag schon zu lesen sein wie eine Sage aus einem alten Heldenbuch — und ist doch dieser Tage an der Delfront geschehen. Wie oft hängt der Ausgang der Gefechte vom fähigen, vom treuen und tapferen Herzen einzelner Männer ab, — ja, fast immer ist es so. Männer müssen das sein, die eine verzweifelte Lage mit kurzem, klümem Entschluß klären, die erlarmt haben, auf was es schließlich ankommt im Krieg.
Es sind Männer, die außer der Liebe zu ihrem Vaterland nichts haben als Kampf, Männer, die nur noch leben, weil sie so große Kämpfer sind. Sie haben Augen, denen keiner mehr etwas vormacht, vor denen die Dinge der Welt klein geworden sind. In ihnen sind tiefe Sehnsüchte — auf deren Erfüllung sie täglich verzichten — auf deren Erfüllung sie täglich verzichten.



Spähtrupp
(PK-Zeichnung: H-Kriegsber. Palmowski, Waffen-ff, 2)

P. K. Und dann kamen sie, nachdem ihre Geschosse zwei Stunden getrommelt hatten. Plötzlich war eine Stille entstanden, und da hinein trafen die Sowjets brüllend vor.
Es dümmerte schon, als es am Waldrand mit einemmal zu leben anfing. Sie waren dort den ganzen Tag in Bereitwilligkeit verumt worden, leben aber hatten sie sich nicht lassen. Man sah sie auch jetzt kaum. Ihre erdbräunten Mäntel ließen sie selbst auf freiem Feld noch fast verschwinden. Man sah es in der Dämmerung sich nur bewegen, und das Brüllen hörte man, das sie betrunken war.
Sie hatten den Schuß des Waldes verlassen: Jetzt schlug es ihnen entgegen aus Gräben und Löchern, Feuerlöcher und Gewehrslöcher. Ueberall bligte es rot auf, und es zischte und pfiff durch die Luft. Da hörte ihr Brüllen auf: dort schrie noch einer und da, aber das waren Schreie der Verzweiflung. Der Angriff war liegen geblieben.
Nach einer Weile brach die zweite Welle aus dem Wald, wieder mit Geschütz und noch lauter als die erste. Doch auch dieses Aufgebot kam nicht viel weiter, und was davon weiter kam, wurde gefangen.
Die Aussage der gefangenen Sowjets
Und nun lassen sie im Gefechtsstand und sollten verhört werden. Es waren ältere Männer und junge Burshen, sämtlich mit braungebrannten breiten Gesichtern, den Schädeln geföhren und nur wie ein Schimmer stand das Stoppelhaar hell über der dunklen Stirn. Sie hockten auf dem Erdboden und starrten vor sich hin, ihre Stiefel waren zerföhren, und der eine hatte gar keine an. Als sie ansprach werden sollten, wollten sie anfangs nicht heraus mit der Sprache. Sie meinten immer noch, es ginge ihnen an den Hals. So hatte man es ihnen drüben erzählt, sagten sie später — wer sich von den Deutschen gefangen nehmen lasse, werde von den Deutschen erdöhren. Endlich aber sprachen sie.
Durchbrechen hatten sie sollen, so hatte man ihnen drüben befohlen, durchbrechen mit aller Macht. Sie würden bei den Deutschen wenig Widerstand finden, denn sie, die Sowjets, wären ja noch einmal, zweimal soviel. — Los, los! Dann hatten sie geföhrt, mit aller Macht, einmal, zweimal — und jetzt waren sie gefangen. Man sah es ihnen an, sie mußten nicht mehr, was war Wahn und was war Wirklichkeit. Wie eine Horde Vieh waren sie ins Gefecht getrieben worden, wie sie ihr Leben lang

In gestohlenen Kleidern vor Gericht

Ein Mann aus Pilsen bei Prag hatte sich einen besonders raffinierten Diebstahl ausgedacht. Er schwamm von der Flußseite in ein Strandbad und begab sich dort in der Badehöhle durch die Menge der Badegäste zu einer Ravine, die er mit einem Nachschlüssel öffnete. Offenbar hatte er Glück in der Wahl gehabt, denn bald darauf verließ er in eleganter Kleidung das Strandbad. Am Abend mußte er sich dessen einer der Badegäste, notwendig mit einem ausgeborgten Bademantel kleidete, den Heimweg aus der Schwimmanstalt antreten. Nachdem der Täter noch eine Wohnung in einem Prager Apartment ausgeländert hatte, wurde er verhaftet. Das Gericht verurteilte ihn zu einem Jahre Kerker und anschließender Zwangsarbeit. Als man ihn in die Zelle abführen wollte, erhob ein Zeuge Protest. Der Dieb hatte nämlich die Freiheit befohlen, zur Gerichtsverhandlung in den gestohlenen Kleidern zu erscheinen, die der Zeuge nunmehr als die seinen reklamierte.

Ehefrau liebt ihren Mann ermorden

In Süddein (Rheinland) kam man einem grauenhaften Mordtat auf die Spur. In einem Heimgaststetter fand man die Leiche eines 35-jährigen Mannes, die schwere Schnittwunden am Hals aufwies.
Wie sich herausstellte, hatte die Frau des Ermordeten mit ihrem Freunde, einem Hilfsarbeiter, am Tage zuvor die Tat vorbereitet und bis ins einzelne besprochen. Während sie mit ihrem Manne ein Kino besuchte, schlich sich der Kumpel in den Heimgaststetter und erlangte dort den Namen des Heimgaststellers und erlangte eine Firma zu besorgen hatte. Als dieser dann im Keller erschien, wurde er von dem Liebhaber der Frau mit einem Knüttel niedergeschlagen und mit einem Messer tödlich am Hals verletzt. Das fahrbare Paar befindet sich in Gewahrsam und steht seiner gerechten Strafe entgegen.

Mit dem Holzgasklepper auf den Großglockner

Eine interessante Leistungsprobe legte ein Holzgasklepper mit einer Fahrt auf den Großglocknerstraße ab. Die seine Anlaufleistung unter überlegenen Anforderverhalten schickeln sollte. Zum Betrieb des Alpenberiebers wurden eine Holzmischung aus Richte und Erle in gelegter Mischung verwendet. Für die dreißig Kilometer lange Strecke von Bruch bis zur Edelweißspitze, die 271 Meter hoch ist, benötigte der Klepper 3 1/2 Stunden. Es wurden dabei 60 Kilo Holz für die Hin- und Rückfahrt verbraucht.

Platzender Autoreifen tötete ein Kind

Einem eigenartigen Unglücksfall fiel in Grevenbroich ein junges Mädchenleben zum Opfer. Beim Auspumpen platzte ein Autoreifen. Drei Kinder, die auf dem Bürgersteig spielten, wurden von dem Luftdruck zu Boden geschleudert und von den herumschlagenden Teilen des gelagerten Autoreifens erheblich verletzt. Eines der Kinder trug so schwere Verletzungen davon, daß es kurze Zeit darauf starb.

Paul van der Hurk

Der silberne Streifen

Alle Rechte vorbehalten Carl Duncker Verlag, Berlin
(A. Forstmann)
Sifa hatte von Anfang an schon den sehnsüchtigen Wunsch gehabt, von diesem Hausgeißt bereit zu werden. Ihr Gatte jedoch erklärte, die Kathrin sei länger als drei Jahrzehnte in der Familie und sie würde so lange bleiben, bis sie nicht mehr arbeiten könnte.
„Der Woffa kommt!“ war Kathrinas barocke Antwort.
„Ich hätte gebeten, um halb zehn“, bemerkte Sifa, „und jetzt ist es schon halb drei.“
Die Alte ging über den Tadel hinweg und sagte unermüdet in ihrer brummigen Art: „Das ist nun schon mehr als sechs Jahre her, daß Herr Murrmann zuletzt bei uns auf Besuch war!“ Sie sprach, wenn von Angelegenheiten des Hauses die Rede war, gern von „wir“ und bei „uns“.
Wegen ihre sonntägliche Gemohnheit, sich länger als unbedingt nötig mit dem Faschismus zu unterhalten, fragte Sifa: „Hat denn Herr Murrmann früher bei Herrn Kommerzienrat Pfiers im Saal verkehrt?“
„Es habe immerhin gewisse Anlässe gegeben, zu denen er mit eingeladen worden sei, war die Antwort. Aber, als Sige Katharina es vor sich über diesen Punkt nicht weiter zu verbreiten, ging sie in die Nebenküche, um von dort das bereitgestellte Gebäck zu holen.
Als Sifa das Musikzimmer wieder betreten wollte, überfiel sie die Klänge eines Schuberischen Impromptus. Ihre Mutter, das wußte sie, spielte nur noch selten und mit reinen Fingern Klavier. Demnach also mußte es Murrmann sein, der mit geschicktem Anschlag und laubereicher Legung dieses sarte Musikstück zum besten gab.

Seite, um nicht zu führen, trat sie ein. Es war in der Tat Herr Murrmann, der am Flügel saß. Aber dieser Murrmann war ein anderer als der pedantische und lediglich als nüchternen Zahlenmensch geltende Profurius. Seine Haltung war gelodert, seine Bewegungen schienen beschwingt, und in seinem sonst stets etwas starren Gesicht lag ein weltabgewandter Zug.
Als auch Katharina, nicht ohne geräuschlos, mit dem Kaffeetisch ins Zimmer trat, hörte er zu spielen auf.
„Sie spielen wundervoll Klavier!“ schwärmte Frau Bruns.
Das mochte wohl etwas übertrieben sein, aber Sifa war immerhin froh, daß durch dieses musikalische Intermezzo das Gespräch von dem Vorfall abgelenkt worden war. Außerdem erschien es zweckmäßig, diesen Abend dazu zu benutzen, um mit Herrn Murrmann noch eine Reihe geschäftlicher Fragen zu besprechen. Diese Möglichkeit hatte Frau Bruns ins Auge gefaßt.
Murrmann gab über alles bereitwillig Auskunft und bemerkte ein übers andere Mal, die beiden Damen brauchten sich wegen der geschäftlichen Angelegenheiten keinerlei Sorgen zu machen; man dürfe sich ganz auf ihn verlassen. Am zweckmäßigsten wäre es vielleicht, wenn, da die Damen auf längere Zeit verreisen wollten, ihm eine Generalvollmacht erteilt würde, mit deren Hilfe er ihre Belange am besten wahrnehmen könnte.
Diese Generalvollmacht wurde am nächsten Tage von einem Notar aufgestellt. Dann fuhr Sifa und ihre Mutter wieder nach San Remo zu Fräulein von Gleichen.
Der alte Zeitungsmann Eduard Marschall hatte recht gehabt, als er später behauptete, der Staatsanwalt habe mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit das Belastungsmaterial zusammengetragen.
Dr. Steinloht war denn auch nicht der Mann danach, halbe Arbeit zu verrichten. Da Trinne-

born bestritt, die vorgefundene Pistole besitzen zu haben, mußte das bewiesen werden. Und, daß das Motiv zur Tat noch der Klärung bedürfte, darüber war sich auch der Staatsanwalt nicht im Zweifel. Aus diesen Gründen erschien es ihm zweckmäßig, Trinneborns Vorleben weitmöglichst aufzuarbeiten. Zum ersten, damit er sich ein Charakterbild des Verdächtigen machen konnte, um hieraus Möglichkeiten des Beweggrundes zu der Tat herauszulernen; zum zweiten, um die Herkunft der Pistole zu ergründen oder irgendetwas Zeugnis aufzutreiben, der die Waffe in Trinneborns Besitz gelassen hatte.
Beide Punkte waren für die Anklage von solcher Wichtigkeit, daß dem Staatsanwalt die Handhabe gegeben war, seinen wichtigsten Beamten, den Kriminalkommissar Roth, zu weiteren Ermittlungen nach San Remo zu entsenden.
Daß die Spuren nach San Remo wiesen, lag auf der Hand. Trinneborns Koffer war mit Reflamenzzetteln des Hotels Bellavista besetzt, und unter den beschlagnahmten Papieren befanden sich eine Rechnung dieses Hotels sowie eine Eintrittskarte zum Spielcasino. Was er entbede man in Trinneborns Notizbuch die Adresse seines in San Remo wohnenden Freundes Bernhard Fürbringer.
Für Kommissar Roth war es gar nicht so einfach, den jungen Schwelger zum Reden zu bringen. Fürbringer war in der Hotelbranche aufgewachsen, so daß ihm eine gewisse Verwegenheit in Fleisch und Blut übergegangen war.
Daß die deutsche Polizei den Kommissar nicht wegen einer Bagatelie nach San Remo geschickt hatte, darüber war es ihm sofort im Klaren gewesen. „Sagen Sie mir offen“, Herr Kommissar, was meinem Freund Trinneborn vorgeworfen wird, und ich will Ihnen meleriertes offen sagen, was ich über ihn weiß!“
Als er dann hörte, daß es sich um einen Mord handelte, gab er bereitwillig Auskunft,

weil er meinte, nur mit der Wahrheit könne man der Gerechtigkeit dienen. „Ich entsinne mich“, gab er zu Protokoll, „es muß so im Juni oder Juli vergangenen Jahres gewesen sein, daß wir eines Abends aus der Kasinoher kamen und noch einen Spaziergang machten. In den dunklen Anlagen tauchte plötzlich eine Gestalt hinter einem Baum auf. Als ich bemerkte, daß Trinneborn darüber erschrocken war, er sei aber ein Angefaller. Er sagte: Vergeß nicht, daß ich dreihunderttausend Lire in der Tasche habe! Und dann meinte er, man sollte eigentlich immer eine Pistole bei sich tragen, und er fragte mich nach einem Waffengeschäft.“
„Wissen Sie, ob er dann tatsächlich eine Pistole gekauft hat?“
„Nein.“
„Können Sie mir das Waffengeschäft noch benennen?“
Fürbringer gab die Firma an.
Eine Stunde später legte der Kommissar deren Inhaber die unter der Freiburger Schwabentorstraße aufgefundenen Pistole vor. Sie kamme tatsächlich aus diesem Geschäft, die Nummer war registriert.
Roths nächster Besuch galt der Villa Ariadne, der Pension des Fräulein von Gleichen.
Sifa war nicht wenig erstaunt, als sich ein Herr bei ihr melden ließ, dessen Namen sie zwar nicht kannte, von dem sie aber, als er ihr gegenüberstand, glaubte, ihn schon früher einmal gesehen zu haben.
Auf ihre Frage, was ihn zu ihr führe, mußte Roth eine Ausrede suchen; denn einen eigentlichen Grund zu seinem Besuch hätte er nicht angeben können.
Erst nachdem er sich schon eine ganze Weile mit Sifa unterhalten hatte, fragte er nebenher: „Wissen Sie vielleicht etwas über die Pistole?“
Sifa getraute keinerlei Angaben des Erzählenden. Woher sollte ich denn etwas von der Pistole wissen?“ Viele Wochen später erst, als die Hauptverhandlung schon im Gange

war, tauchte diese Unterredung wieder in des Kommissars Erinnerung auf. Dabei fiel ihm ein, daß die Witwe des Ermordeten, die doch eigentlich das größte Interesse für den Verbleib der Ermittlungen hätte aufbringen müssen, höchlich gleichgültig und schier unbeteiligt über diese Frage nach der Pistole hinweggegangen war. Hätte er damals den jungen Fürbringer ein zweites Mal aufgesucht, so hätte er womöglich etwas über Trinneborns frühere Beziehungen zu Sifa in Erfahrung gebracht; aber auf diesen Gedanken war er, wie er später bedauerte nicht gekommen.
Eine Unterredung mit dem Portier des Hotels Bellavista hingegen gab ihm neue Anhaltspunkte. Er erfuhr, daß Trinneborns Schranzloffer ein halbes Jahr lang hier zurückgeblieben war.
„Haben Sie eine Erklärung dafür?“ fragte er den Portier.
Für den im Umgang mit Spielern erfahrenen Hotelangestellten lag eine solche Erklärung nahe: Herr Trinneborn habe vermutlich vorübergehend stark in der Klemme gestanden; dergleichen käme unter Spielern oft genug vor.
Und dann erfuhr Roth auch, daß Trinneborn kurz vor seiner Abreise ein großes Paket aufgegeben hatte. Den Adressaten konnte der Portier noch in seinem Merkmalen ermitteln. Voransein der Kommissar beschloß, auch dem Meister Martin Wochelmann auf der Insel Gallmaria einen Besuch abzustatten.
„Was wollte denn dieser Kommissar von dir?“ fragte Frau Bruns, nachdem sie, ohne daß Sifa selbst mit ihr darüber gesprochen hätte, von Herrn Roths Besuch erzählt hatte.
Sifa wich aus. Sie wußte eigentlich selber nicht, was der Kommissar von ihr gewollt hatte. Sie wußte es nicht, aber sie ahnte es. Denn während der ganzen mehr als halbjährigen Unterredung hatte er nur eine einzige Frage gestellt, und auf diese Frage, so vermutete sie, war es ihm angekommen.
(Fortsetzung folgt)

